

Wachet!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 44

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— kann ich ihn vielleicht einen Moment sprechen?»

Die Frau sah ihn erstaunt und misstrauisch an. Er bedauerte, dass der Raum zu dunkel war, als dass er den Ausdruck ihres Gesichtes hätte erkennen können. War sie erstaunt oder war es ein höhnischer Blick, den sie ihm zuwarf?

«Wen meinen Sie, bitte?» fragte sie. «Ich lebe hier allein mit meiner Tochter.»

«Der Herr, der vorhin hier eintrat. Ich suchte ihn. Ich möchte ihm gerne etwas mitteilen.»

Wieder der «erstaunte» Blick.

«Ich weiss nicht, wen Sie meinen. Vor einer halben Stunde war ein Kunde hier, aber er ist längst weggegangen.» Sie stützte die Hände auf den Ladentisch, sah ihn abwartend an und schweig. Keller wollte gerade gehen, als sie unverhofft noch einige Worte hinzusetzte.

«Ich kenne ihn nicht», sagte sie und eine boshafte Betonung schien in dem kleinen Satz zu liegen.

Keller entschuldigte sich und verliess den Laden. Er war vollkommen sicher, dass der Arzt das Geschäft betreten und nicht wieder verlassen hatte. Wenigstens nicht durch die Ladentüre. Das Haus hatte allerdings auf der Seite einen zweiten Ausgang. Aber auch diese Türe hatte er von der Strasse aus unter den Augen gehabt. blieb nur noch die Möglichkeit, dass sich eine dritte Türe auf der hinteren, den Feldern zugekehrten Seite befand. Langsam machte er eine Runde rings um das Haus herum, fand aber nichts.

Nun — Häuser und Menschen merkte er sich, und zu seiner Zeit würde er ihr Inneres aufdecken.

Keller drückte den Hut wieder in die Stirn und ging weiter.

«Ich kenne ihn nicht», hatte die Frau gesagt. Aber Richard war Arzt und lebte seit einer Reihe von Jahren in diesem Dorf. Auf der Strasse erkannte und begrüsste ihn jedes Kind. Die Frau hatte sich verraten.

Die Frau log.

Keller kam nun tiefer ins Dörfchen Breitbach, das in seiner Mitte fast wie ein kleines Städtchen aussah. Haus an Haus aneinandergebaut, zu beiden Seiten der gepflasterten Strasse. Es erinnerte ihn stark an den Ort, wo er selbst aufgewachsen und als Kind sich getummelt hatte, vor langer, langer Zeit. Kinder gingen auch hier, die Schultasche am Rücken, an ihm vorbei und erfüllten die Strasse mit Lärmen und Spielen.

Die «Krone» lag am Ende der Strasse. Es war, wie Keller feststellte, ein behäbiger, einladender Landgasthof, zu dem er nicht ungern seine

Schritte lenkte. Ein Bier wäre jetzt richtig, dachte er, als er vor dem Hause stand. Und er betrat zuerst die geräumige Gaststube zu ebener Erde.

Zu dieser Zeit war sie sozusagen leer. Ausser ihm waren nur zwei Gäste anwesend, zwei Bauern, die in einer Ecke aufeinander einredeten und irgendeinen Handel abzuschliessen schienen.

«Ein Dunkles, Fräulein», sagte er zu der eintretenden Serviertochter und lehnte sich zurück, um zu verschaukeln.

Hier hatte Maria gewohnt, das Mädchen mit dem lieblichen Gesicht. Sie passte hierher wie die Faust auf Auge; eine elegante, junge Dame mit einem Herzen voll Kummer und bleichen Wangen, in diesem Haus voll blühender Blumen, gesundes Leben und friedlicher Behaglichkeit. Hier musste sie sich einsamer, beschwerter gefühlt haben denn je. Oder waren Stille und Friede des einfachen Gasthofes ihr ein Halt gewesen?

«Fräulein Stadler aus Zürich hat bei Ihnen gewohnt?» fragte er die Serviertochter, als sie mit dem Bier zurückkehrte.

Das Mädchen mit seinem runden Gesicht und den roten Backen blieb sofort wie angegallt an seinem Tischchen stehen und sah mit neugierigen Augen auf ihn nieder. Sie sprach eine langsame, breite Mundart.

«Sie mussten ins Spital, und jetzt sei sie verschwunden, stellen Sie sich vor! Dabei ist sie vor kurzer Zeit noch hier herumgegangen. Aber ich habe gleich gedacht, dass etwas nicht stimme. So still, wie sie immer war, und gewohnt hat sie auch. Und die Frau hat gesagt, bestimmt ist das eine aus der Stadt, die Liebeskummer hat. Und gegessen hat sie fast nichts, wissen Sie, sozusagen gar nichts!»

«So, so», sagte Keller und trommelte gedankenvoll mit seinen Fingern auf der Tischplatte.

Es stimmte also, dass die junge Maria schweren Kummer gehabt hatte. Und er sass hier auf der Suche nach ihr vor einem Bier und verlor Zeit.

«Ich suche sie nämlich», sagte er zu dem Mädchen neben seinem Stuhl. «Können Sie mir sagen, Fräulein, hat Fräulein Stadler in den Tagen, die sie hier verbracht, jemals Besuch gehabt?»

Er bekam keine Antwort, und als er aufblickte, sah er, dass das Mädchen ihm mit weitauferisenen Augen anstarrte.

Oh — Sie — Sie suchen sie? Sind Sie also von der — — —

«Ja, ich bin von der Polizei, Fräulein, wenn Sie das meinen, Ich hoffe, hier einige Anhaltspunkte für Fräulein Stadlers Verbleib zu finden.»

«Soll ich die Frau rufen?»

(Fortsetzung folgt)

Rechts:

Die Spiezer Musik voran, marschieren Soldaten und Offiziere kameradschaftlich in gleichem Reih und Glied zum Schloss hinunter.

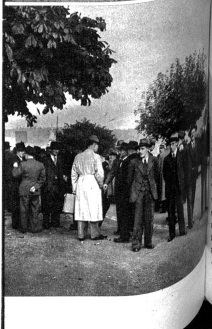
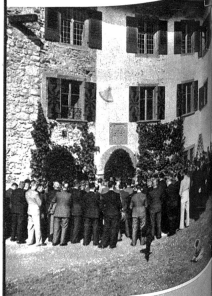
Mitte unten:

Echtes Soldatengefühl sprach aus den Worten des Feldpredigers, die er an die Mannen der Kompagnie richtete.

Unten:

Am Bahnhof in Spiez besammelten sich die Mannen der Kompagnie.

Wacht



Wir haben einer von vielen Grenzbesetzten Sonntag die Mannen einer Bataillon die Einheit mit klingendem Spiel vom Bahnhof zum imposanten Sitz der verdienstlichen Geschlechter der Bubenberg- und Erbsenstraße in der angeschlossenen Viererkolonne unter der Führung zufällig verteilt in ihrer Mannschaft. Zehn Abteilungsleiter in schwerer Zeit haben eine Kameradschaft geschaffen, die ungeachtet der Gradunterschiede bestehen bleibt. Im Schlosshof der Feldprediger die Kompagnie Erfüllung ihrer Aufgabe, auch wenn der Feind von aussen ist auf unbestimmte Zeit gebannt, den Feind von innen die saubere Kameradschaft, das soziale Bewusstsein für alle, alle für Einen, begegnen. Das Aufeinanderangewiesenseins, das soll uns bleiben in alle Zukunft, zum Nutzen unseres Landes in guter und schwerer Zeit. Worte klingen sich an das Tadel-Wort dem «Ring i der Chetti»: «Mir hei ne Heimt, mir syn ere e ganze Ma schiedes».

Nach der Feier im Schlosshof trafen sich die Mannen, die unter ihrem verehrten Kommandanten, der Offiziere, der Kameradschaft und gute Kameradschaft, die wieder einmal wurden mit Stolz die Anwesenheit hervorgehoben, nach deren Dienstzeit ergrauter Soldaten als Muthelgestalt wird.

Es war eine von vielen Kompagnietagungen. Der Name der Einheit, der Offiziere, der Kameradschaft wird sich das Ereignis wiederholt mit Abwechslungen im Programm, im Namen wie uns freuen im Jahre nach Schluss der Bauern Arbeiter und Unternehmer spannen zusammen für ein Ganzes. Und ihnen gilt das Mahnwort des Predigers:

Zurückgekehrt

Der Waldrain-Bauer war noch einer von altem Schrot und Korn. Von morgens früh bis abends spät und gegen Abend er und war in der ganzen Gegend als tüchtiger Mann bekannt und geachtet. Der Mulden-Peter, wie man ihn im Dorf nannte, hatte eine fleissige Frau und eine einzige Tochter namens Käthi. Letztere war ein hübsches Mädchen mit blonden Haaren und braunen Augen. Da das Schulhaus jenseits des Dorfes lag, hatte Käthi einen Schulweg von zwanzig Minuten. Es war aber nie allein, denn mit ihm kam immer des Mieschboden-Bauern Simele, der Sohn eines weniger begüterten Bauers. Die beiden mochten sich recht gut leiden, und bei der Jungmannschaft des Dorfes muskelte man Verschiedenes.

Es kam die Zeit, wo beide aus der Schule kamen. Käthi half zwar weiter daheim auf dem eierlichen Hof, aber Sami musste für ein Jahr in das Welschland. Nach dieser Zeit tauchte Sami wieder auf, und man konnte ihn öfters mit seiner früheren Schulkameradin, der Käthi, sehen. Der Waldrain-Bauer sah das aber nicht gern. Nicht dass er etwas gegen Sami gehabt hätte, nicht im geringsten, doch meinte er, Sami sei zu schwach, um einmal einen Hof übernehmen zu können. Käthi solle sich diese Liebchaft aus dem Kopf schlagen, und es habe überhaupt noch Zeit, es gebe noch manchen flotten Burschen im Dorf.

Käthi war nicht der gleichen Meinung, sagte aber nichts. Sami verliess eines Tages von neuem das Dorf, um eine landwirtschaftliche Schule zu besuchen. Wo er war, wusste eigentlich niemand genau, da der Mieschboden-Bauer ein verschlossener, wortkarger Mann war. Zweimal hatte Käthi noch Post bekommen, dann aber nichts mehr. Die Briefe waren auf der Bahnhof aufgegeben worden, so dass kein Abgangsort auf dem Stempel zu erkennen war.

Jahre verlossen nun, und das Leben im Dorf ging weiter. Käthi war eine hübsche Tochter geworden und weiterhin von den Burschen umschwärmt und begirt. Doch war sie nicht so leicht zu haben, und wer die Wahl hat, hat die Qual. Da waren nämlich gleich zwei stramme Bauernsöhne aus dem Dorf, mit gutem Ruf und schönem Hof, die um Käthi Hand anhielten. Beide waren öfters auf Besuch beim Mulden-Peter, bald der eine, bald der andere. Käthi wusste nicht ein noch aus, mochte es doch den Matter-Fritz wie den Räder-Hans gut leiden. Da kam ihm ein feiner Zufall zu Hilfe. Im Dorfe rüstete man sich zum kommenden Schwingfest, das zu den bekanntesten gehörte von nah und fern. Nur die besten Schwinger wurden dazu eingeladen. Fritz und Hans waren auch dabei, ja man zählte sie sogar zu den «Bösen». Als eines Abends Fritz und Hans zufälligerweise miteinander auf dem Waldrainhof auf Besuch waren, erklärte ihnen Käthi, dass es denjenigen von ihnen heiraten werde, der obensau schwinde. Das war bald das Dorfgespräch. Jeden Abend wurde nun in der Hofstätt geübt und geschlungen, dass man seine helle Freude daran haben konnte. Fritz und Hans zeigten sich hier schon von ihrer besten Seite, indem jeder natürlich für sich, die jeweiligen Gegner in Kürze erledigte.

Der Mulden-Peter war mit dem Entschluss seiner Tochter zufrieden, hatte er früher doch selbst geschwungen und hielt die schöne Kunst noch immer hoch in Ehren.

Der grosse Tag war gekommen. Im Ried, einem schön gelegenen grossen Platz, gleich am Dorfrand, waren drei Sigmehlringe ausgestreut worden. Viele Schau-

lustige waren gekommen; sogar aus dem 15 Kilometer entfernten gelegenen Städtchen hatten sich Besucher eingefunden.

Der Waldrain-Bauer hatte sich mit seiner Tochter zwei der vordersten Plätze gesichert und harrte nun der Dinge, die da kommen sollten. Die Dorfmusik «Harmonie zur Eintracht» spielte den Eröffnungsmarsch, als die ersten Paare Griffe fassten. Das Anschwingen dauerte bis gegen Mittag, und als das Ausschwingen begann, standen Hans und Fritz in den vorderen Rängen. Beide hatten sich bisher glänzend ihrer Aufgabe entledigt. Nachmittags um drei Uhr begann der Ausstich. Da waren ihrer acht, die den Titel eines Schwingerkönigs unter sich ausmachten. Nach einer halben Stunde standen noch vier ungeschlagen an der Spitze, unter ihnen Hans und Fritz. Direkt vor dem Mulden-Peter und seiner Tochter stiegen nun die beiden Freier in die Hosen. Man hatte sie zusammengesellt und im Ring nebeneinander zwei andere, Unbekannte. Das war ein Kampf! Die beiden Burschen um Käthi Hand machten sich das Leben sauer. Bald war der eine, dann der andere in Gefahr, auf den Rücken gelegt zu werden. Das halbe Dorf umsäumte dicht gedrängt den Ring und verfolgte gespannt den Ausgang des Kampfes, wo doch jeder wusste, um was es ging. Da, plötzlich ein leiser Aufschrei in der Menge, und Fritz hatte Hans mit innerem Brennen zu Boden und auf den Rücken befördert. Hans war nun für Käthi endgültig ausgeschieden. Jetzt musste Fritz noch mit dem Sieger um den Ring kämpfen. Der andere, ein Bursche von neuem den Ring und von der andern Seite der fremde Schwinger. Dieser war ein wahrer Athlet und trug ein kleines Schmirrbärtchen. Nun hatten sie Gefecht, es ging los. Aber was war das, der Fremde riss Fritz mit unbändiger Kraft vom Boden, zog ihn an sich und liess sich rückwärts fallen. Auf dem Platz war alles still, und Hunderte von Augenpaaren verfolgten die beiden Schwinger. Hup, der Fremde drehte sich im Fallen elegant mit Fritz und dieser flog mit dumpfem Platsch ins Sigmehlr und schaute in die Sonne. Der Fremde hatte mit raffiniertem Schlingung gewonnen. Der Befall war nicht extra, hätte man doch allgemein Fritz lieber als Schwingerkönig gesehen als einem Fremden. Dieser schritt nun auf den Mulden-Peter und dessen Tochter zu. Dort angelangt, riss er plötzlich mit schnellem Griff sein Schnurrbärtchen weg, und wer stand vor ihnen? Der Mieschboden-Sami, leibhaftig, er war es. Er hatte sich stark verändert, ohne Schnurrbärtchen erkannte man ihn jedoch sofort. Käthi wurde rot über das ganze Gesicht und gab Sami verlegen die Hand. Nun ging ein Jubel los; man hatte Sami erkannt, und alles wollte ihn sehen. Dieser aber verzog sich mit Mulden-Peter und seiner Tochter, wo noch am gleichen Abend bei letzterem zu Hause Käthi mit ihrer ersten Liebe, dem Mieschboden-Sami, Verlobung feierte.

Sami war sechs Jahre fort gewesen und hatte in der Fremde das Schwingen erlernt. Durch Zufall bekam er Wind von Käthi Entschluss und entschloss sich, da seine Jugendliebe noch zu haben war, heimzukehren und am Schwingfest teilzunehmen. Um nicht sofort erkannt zu werden, kliebte er sich ein Schnurrbärtchen an. Auf diese Weise gelang es ihm, unerkannt zu bleiben, bis er selbst sich zu erkennen gab.